

LISA GAVRIČ

Das Fragezeichen Mensch

Erinnerungen an Ravensbrück

Das Fragezeichen Mensch

Mein liebes Kind!

Ich werde dir nunmehr von dem Furchtbarsten in meinem Leben berichten. Es ist so unwirklich schrecklich, daß ich bis heute nicht weiß, wie ich das überleben konnte.

Nach »dem« ..., von »dem« habe ich noch nie zu jemandem gesprochen.

Niemand wollte davon etwas hören. Als der Krieg zu Ende war und ich nach Wien zurückkam, wollte ich mich davon befreien, zu jedem davon sprechen, aber niemand wollte es hören. Die es auch erlebt hatten, wollten es vergessen, um leben zu können. Die anderen wollten ihre Nerven schonen. Gewiß, damals war auch keine Zeit, darüber zu sprechen. Es gab so viel zu tun. Der Schutt mußte weggeräumt, Lebensmittel beschafft werden, alles, was der Krieg zerstört hatte, mußte wieder aufgebaut werden. Die Menschen lebten wie verlorene Tiere, waren hungrig, schlepten sich erschöpft dahin, hatten kein Holz und keine Kohle, suchten die Teile ihrer Familie zusammen, zählten die Toten – und wollten leben. Wieder leben, neu leben.

Mein Genosse Milan, der damals gleich mir in Wien als Vertreter der jugoslawischen Nachrichtenagentur »Tanjug« lebte, fragte nicht mit einem Wort danach. Er fragte überhaupt nie, wo ich die dreizehn Jahre verbracht hatte, die wir getrennt gewesen waren, ehe wir uns nach Kriegsende durch Zufall wiederfanden. Er gehörte zu denen, die gesiegt hatten. Sein Volk hatte gegen Hitler gekämpft und gesiegt. Das war ganz anders als bei mir. Aber gemerkt hatte er an meinen Augen doch etwas. Sonst hätte er nicht gesagt: »Du hast früher so gute, reine Augen gehabt, jetzt sind sie wie die einer Xanthippe.« Sicher hatte er nur gesehen, wie nervös sie sind, das andere hatte er nicht bemerkt. Er, der selbst in Janovač, dem Todeslager der Ustascha, gewesen war, bevor er auf abenteuerlichen Wegen nach kühner Flucht und einem Sprung aus einem fahrenden Zug zu den Partisanen kam, hat nicht gesehen, daß meine Augen etwas Unreines verschleierten.

Vor diesem Unreinen habe ich mich gefürchtet, als alles vorbei war. Ich hatte Angst, daß ich nie mehr leben können würde, ohne ausgedörrte, gekrümmte Leichen mit aufgerissenem Mund wie ein Loch im Leeren zu sehen. Überall würden diese Leichen liegen, überall würden sie hervorschauen ...

Bald aber lernte und begriff ich, daß auch ich leben und von all dem nichts mehr wissen wollte. Ich drängte es ganz tief in mich hin-

Lisa Gavrič (1907-1974), geb. Bechmann, Österreicherin, aus bürgerlichem Hause, wurde Ende der 20er Jahre Kommunistin, nachdem sie in Paris Milan Gavrič, einen serbischen Kommunisten, kennengelernt und geheiratet hatte. Sie erlebte die französische Volksfront, meldete sich 1937, als der Bürgerkrieg in Spanien tobte, freiwillig dorthin und war Krankenschwester in einem republikanischen Frontlazarett. Danach wurde sie im französischen Lager Goers interniert und später in Südfrankreich zwangsangesiedelt. Nach der Besetzung Frankreichs durch die deutsche Wehrmacht wurde sie illegal für die Résistance tätig, vor allem im Rahmen der Travail Allemand (Deutsche Arbeit), bei der es u. a. um den gefährvollen politischen Einsatz österreichischer und deutscher Frauen

ein und schichtete alles Mögliche und immer Neues darüber auf, bis es wie von mir selbst vergraben schien.

Nur manchmal rührten meine Gedanken daran. Dann spürte ich eine Übelkeit im Magen, daß ich hätte erbrechen wollen. Sofort dachte ich an etwas anderes.

Aber ich muß davon sprechen. Schon seit zwanzig Jahren will ich darüber sprechen. Also spreche ich jetzt mit mir allein. Das Unreine in meinen Augen kommt daher, daß sie in den Abgrund Mensch geschaut haben. Dadurch ist damals eine schreckliche Angst vor dem, was Menschen zu werden imstande sind, in mich gekommen. Damals, im Konzentrationslager Ravensbrück. Zuerst verstand ich gar nichts. Zuerst? Als ob ich später etwas verstanden hätte! Nie habe ich es verstanden. Auch jetzt nicht. Jetzt verstehe ich es weniger denn je und kann mir überhaupt nicht vorstellen, daß ich das erlebt habe, daß so etwas möglich war. Es war aber möglich, und ich habe es erlebt. Diesen Wahnsinn. Den Wahnsinn von Menschen, die zuvor im gewöhnlichen Leben als normal galten und auch nachher wieder als normale Menschen galten, sich normal verhalten hatten. Es gibt eine Grenze, bis zu der sich der Mensch seinen Tod vorstellen kann. Was darüber hinausgeht, dringt nicht ins Bewußtsein. Dann hören Widerstand und Angst auf. Daß ein Mensch von anderen Menschen wie Ungeziefer durch Gas vertilgt werden konnte, ohne gekannt zu werden, einfach als anonyme Nummer – wer sollte das begreifen? Dieses Unfaßbare zu verstehen, überstieg jedes menschliche Fassungsvermögen.

So geschah das Unerklärliche, daß die Frauen sich nicht wehrten, sondern selbst in die Gasautos ruhig und gefügig einstiegen. Es geschah noch Schrecklicheres. Die Töchter stiegen in das Auto. Die Mütter standen regungslos dabei, so als ob es sie gar nichts angehe – dieselben Mütter, die im normalen Leben die Nacht am Bett der Tochter wachten, wenn sie Fieber hatte, oder sie ständig ermahnten, warme Wäsche anzuziehen, um sich nicht zu erkälten. Oder die alte Mutter stieg in das Auto, und die Tochter stand davor, ließ die Mutter ruhig einsteigen und fortfahren, gab ihr nicht einmal die Hand, fiel ihr nicht um den Hals, hatte keine einzige Träne für sie.

Wer kann das verstehen? Wer wird das jemals verstehen?

Und ich selbst? Auch ich stand dabei, als der Gaswagen die Frauen von Mathildes Block holte. Wir waren ein paar österreichische Genossinnen: dieser herrliche Mensch, die alte Revolutionärin und Spanienkämpferin Mela Ernst, eine Genossin, von seltener Moral, Güte und menschlicher Kultur, die Leiterin der illegalen Lagerorganisation; die Mizzerl vom Arbeitseinsatz, die so vielen Häftlingen durch kühne Manipulation das Leben gerettet hatte, nie den Mut verlor und dazu beigetragen hatte, Mathilde von der Liste streichen zu lassen; die Genossin Bertl aus der Effektenkammer, die – wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer illegalen kommunistischen Organisation verhaftet – Mitglied der illegalen österreichischen Gruppe im Lager war. Wir alle waren Kommunistinnen, für die das Leben zum Kampf, der Kampf schon zum Leben geworden war. Und wir alle haben dabei gestanden, das Ungeheuerliche erfaßt und geschwiegen, keinen Laut von uns gegeben, nichts getan ... Wir waren nicht wahn-sinnig wie die Frauen, die ruhig einstiegen. Wir haben das Grauen

unter den Wehrmachtssoldaten ging. 1944 von ihrer Partei, der KPÖ, nach Wien zur illegalen Arbeit gerufen, wurde sie hier nach kurzer Zeit von der Gestapo festgenommen, eingekerkert und schließlich nach Ravensbrück verbracht. Ihre 1930 in Paris geborene Tochter hatte sie, bevor sie 1937 freiwillig nach Spanien ging, in die Sowjetunion bringen lassen. Nach der Befreiung fuhr sie, nach kurzem Aufenthalt in Wien, zu ihrem Mann nach Jugoslawien, erlebte hier den stalinschen Bannspruch gegen Josip Broz Tito – und blieb in Belgrad. Ihre Erinnerungen schrieb Lisa Gavrič Mitte der 60er Jahre für ihre in der Sowjetunion gebliebene Tochter, die sie erst nach 10 Jahren Trennung wiedersah, nieder. Sie wurden 1984 im Verlag Neues Leben, Berlin/DDR, mit einem Nachwort von Ulla Plener unter dem Titel »Lisa Gavrič: Die Straße der Wirklichkeit. Bericht eines Lebens« in einer gekürzten Fassung veröffentlicht. Das Kapitel mit Erinnerungen an Jugoslawien 1948 konnte erst nach der Wende von 1989/1990 veröffentlicht werden. Es ist erschienen mit dem Titel: Lisa Gavrič: Was am meisten schmerzte, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Heft 1, 1991. Auch die Erinnerungen an Ravensbrück konnten 1984 nur zu einem Teil publiziert werden. Erst im Jahre 2000 kam ein weiterer Abschnitt des Ravensbrück-Kapitels zum Druck: Lisa Gavrič: Wer hier eintritt, lasse alle Hoffnung. Erinnerung an Ravensbrück, in: UTOPIE kreativ, Heft 115/116 (Mai/Juni 2000), S. 508-511. – Mit dem vorliegenden Text liegen die

Erinnerungen der Lisa Gavrič nun vollständig in deutscher Sprache vor. Die Vorbereitung für den Druck besorgte erneut Ulla Plener.

gefühlt und uns im Stillen gesagt: »Wer kann noch leben, wenn er das gesehen hat? Tot sein oder am Leben bleiben – jeder ist damit für immer tot.« Aber was haben wir getan? Dagestanden ...

Und da wird der Boden unter den Füßen weich, immer weicher, es gibt keinen Halt, der Mensch versinkt im Zweifel an den Menschen. Auch an dem Menschen in sich. Die an sich selbst gerichtete Frage wächst ins Riesige: War es nicht ein Zufall, daß deine Hände rein geblieben sind, daß du sie dir selbst und jedem zeigen kannst und von dir sagen kannst, du hast im Lager nie die Menschenwürde verloren, nicht einmal jemanden angeschrien, sondern, wo du konntest, geholfen? Daß immer in dir das Mitgefühl wachgeblieben ist, war das nicht alles ein Zufall?

Hätte es dir nicht auch so geschehen können wie dem Kämpfer, von dem der Dichter Vercors in seinem Buch »Das Schweigen des Meeres« erzählt? Er war ein erfahrener Kämpfer, hatte sich immer bewährt, war in zwei Konzentrationslagern gewesen und rein geblieben; und dann geschah im dritten Lager ein Zufall. Er stand in der Reihe und wartete. Der SS-Aufseher ging vorbei, suchte etwas. Zufällig fiel sein Blick auf den Genossen. Ein Zeigefinger winkte: »Du, komm her! Du wirst im Krematorium die Leichen in den Ofen werfen.« Und so warf der Genosse die Leichen in das Feuer, tröstete sich damit, daß es eben schon Leichen waren. Aber eines Tages sah er unter den Leichen den nackten Körper seines Freundes und glaubte zu bemerken, oder sah es wirklich, daß der Mund noch schwach lächelte. Die SS schrie – und er warf den nackten Freund ins Feuer ...

Was hättest du getan, wenn der Zufall dich zu den Krematoriumsöfen gestellt hätte? Was hättest du getan, wenn der Zufall dich mit dieser Mutter vertauscht hätte, die du regungslos vor dem Gasauto stehen sahst, als ihre Tochter einstieg? War diese Mutter eine schlechtere Mutter als du? Bist du eine bessere Mutter als all die vielen Mütter, die den abscheulichen Tod ihres Kindes im Lager erlebten und keinen einzigen von der SS zu erwürgen versuchten, sich selbst nicht am Bettgestell erhängten, sondern nicht einmal weinten... und weiter lebten. Vielleicht auch heute, zwanzig Jahre nach dem Geschehen, weiterleben ...

Nein, nein, nein! Diese Mütter waren Mütter. Sie haben auf das Kind im Leib gehorcht, es erwartet, geliebt, bevor es noch am Leben war. Und dann wurde es mehr als das eigene Leben, war jedes Lallen, jeder Schritt, die kleinste Bewegung der Finger, der Geruch des Körpers, ein nie erlebtes Glück. Alles war Glück. Es gab ihnen so viel Kraft. Wie es nur eine Mutter kann, begannen sie, für dieses Kind zu kämpfen, verteidigten es gegen alles, hörten nie auf, es zu verteidigen, und dann geschah das ... Dieser Wahnsinn, daß Menschen nicht mehr Leben und Tod unterscheiden konnten, die jeder Kreatur angeborene Angst vor der Todesgefahr verloren hatten.

Wir sind vergiftet. Wir alle, die das erlebt haben. Das trennt uns von den anderen. Keiner von ihnen kann uns verstehen. Auch wir selbst können uns nicht verstehen. Wie können wir weiterleben, jeden Tag und all die Jahre, das kleine, kleinste Leben und das Leben voll Hoffnung, Zuversicht! Nach all dem, dem Abgrund Mensch, dem Tod im lebendigen Menschen. Was hat der Faschismus aus

Menschen gemacht! Vergiftet bin ich. Mein Herz, meine Gedanken sind vergiftet, seitdem ich das erlebt habe.

Meine Augen sehen plötzlich verzerrte, wahnsinnige Bilder, während ich irgendetwas, irgendein Gesicht anschau. Ich sehe ein frohes, reines Lachen – und meine Augen verwandeln es in den stummen Schrei des aufgerissenen Mundes, dieses schwarze Loch in der gelben Haut all der Leichen von Ravensbrück.

Ich sehe schöne Frauen, ihr Spielen mit dem Körper, den geschmeidigen Gliedern, und plötzlich sind sie in die gebogenen Skellette verwandelt, die jeden Morgen von den Kriminellen aus den Baracken wie dürres Holz geschleppt und mit einem Schwung und dem Zählen im Rhythmus – eins, zwei, drei, hops! – auf den kleinen Wagen geworfen wurden.

Ich nehme irgendeine mir hingestreckte Hand, und während ich sie schüttle und etwas wie eine Begrüßung sage, streckt sich dieselbe Hand mit verzweifelt auseinander gestreckten Fingern durch die Ritze unten an der Tür, hinter der die wahnsinnig Gewordenen nackt auf bloßem Zementboden eingesperrt waren. Wie kann ich diese Finger, diese Hände vergessen, die, einander wegstoßend, durch diese Ritzen sich drängten, an eine Ritze als Rettung für ihr Leben glaubten, hin und her griffen, auf dem leeren Boden verzweifelt Halt suchten.

Und wie kann der Mensch mit dem Zufall als Fragezeichen in sich leben?!

Ich spreche mit einem Menschen, freue mich, wie warm, menschlich, aufrecht er spricht, welch' saubere Sicherheit, Gerechtigkeit in ihm ist, und mit einemmal zuckt es wie ein wahnsinniger Schlag durch die Gedanken: Wer weiß, wer du wirklich bist, ich habe dich nicht gesehen, wie du dich damals verhalten hättest. Damals. Damals ...

Ich bin vergiftet von dem Fragezeichen, das hinter allem steht, hinter jeder anständigen Handlung, jedem aufrechten Wort. Dem Fragezeichen, das der Zufall, ein anderer Lebensweg oder die Jugend dem einen oder dem anderen die Prüfung von damals erspart hat, daß es also nicht sicher ist, wie er sie bestanden hätte.

Ein schrecklicher Zweifel lebt in mir: Beim Menschen ist alles möglich. Ich habe viel darüber nachgedacht und zu verstehen gesucht, wie es dem Faschismus gelungen war, so junge Mädchen mit frischen Gesichtern, wie es die Masse der Aufseherinnen war, in solch unmenschliche Bestien zu verwandeln. Soviel ich nach Erklärungen suche, ich tappe weiter im Unklaren. Daß ich sie in Bruchstücken finden konnte, beruhigt mein Leben ...

Das verbrannte Herz beginnt zu schlagen

Als im April 1945 zwischen Himmler und dem Grafen Bernadotte ein Abkommen getroffen wurde, alle ausländischen Frauen dem Roten Kreuz zu übergeben, und der Befehl kam, die deutschen und österreichischen politischen Frauen zu isolieren, um sie beim Nähern der alliierten Truppen zu massakrieren oder in die Luft zu sprengen, hatte die Gruppe der Kommunistinnen beschlossen, die am meisten Gefährdeten als Französisinnen in einen Transport nach Schweden zu schwindeln. Da war es Mizzi, die in der Arbeitsver-

1 Mizzi ..., österreichische Kommunistin; sie überlebte Ravensbrück. »Unvergeßlich, als eine nicht beglichene Schuld, bleibt Lisa der letzte Abend im Lager. Es regnete in Strömen. Eine dunkle Nacht lag über den Baracken, in denen die Frauen an ihr Schicksal dachten. Wird die Befreiung oder eine Metzerei kommen? Wird das Leben beginnen oder ein Blutbad allen Hoffnungen ein Ende bereiten? Draußen auf der Lagerstraße standen die Französinen und warteten auf die Ankunft des Grafen Bernadotte. Unter ihnen auch die österreichischen Genossinnen und mit ihnen Lisa. Ganz ruhig und heiter, als ob es die natürlichste Sache wäre, im Lager zu bleiben, stand das kleine Ding, das Mizzerl, da, naß wie ein Pudel, und wartete, bis die durch sie in die Freiheit Geschickten, das Lager verlassen würden. Eine einfache kleine Frau war zu einem Helden geworden.« – Gavrič: Wer hier eintritt, lasse alle Hoffnung, a. a. O., S. 511.

mittlung die Kartothek fälschte, fünf Genossinnen, darunter auch Lisa, mit falschem Namen in einen Transport schob.¹ ...

Lisa ging durch schweigende Tannenwälder Smålands in Mittelschweden. Obwohl es schon Juni war, schien es Frühling zu sein. Die Wolken am Himmel wurden von dem scharfen Wind hin und her getrieben, und in dem befreiten Blau strahlte die Sonne. Frische hellgrüne Spitzen hatten die dunklen Tannen bekommen, und auf den Wiesen zeigten sich die ersten Blumen. Alles schwieg, nur versteckt sangen die Vögel, surrten Käfer, summten Bienen. Wie mächtig war die Natur, wie ewig das Gesetz des Lebens, des Sterbens im Winter und des Erblühens im Frühling! So auch der Mensch. Lisa wollte allein sein, allein mit sich, um sich wieder zu finden, langsam das von allem Grauen verbrannte Herz wieder schlagen zu spüren, wieder Freude empfinden zu können, ein normaler, gesunder Mensch zu werden. Den ganzen Tag streifte sie allein durch die Wälder, traf keine Menschenseele, zog die Kleider aus, legte sich in die Sonne, sprang in das frische Wasser der weitverzweigten, im unendlichen Grün verlorenen Seen. Sie ging über die Landstraße, stieß hier und da auf ein gepflegtes Bauernhaus, in dem Friede war. Die Menschen waren gütig wie streichelnde Hände, ihre Augen frei und sorglos. Eine andere Welt, ein Land, das weder den ersten noch den zweiten Weltkrieg gekannt hatte, dessen Bevölkerung ihr Leben durch Arbeit und Wohlstand Stück für Stück aufbaute, ohne daß alles in Minuten durch Bomben zugrunde ging. Wie reine Tore erschienen ihr die Menschen. Sie verstanden nicht, wer diese merkwürdigen Frauen, unruhig und schreiend, waren, fühlten nur, daß es arme Menschen sind, und halfen wie Krankenschwestern. Alles erschien wie ein Traum, aus dem zu erwachen Lisa Angst hatte. Schon einmal war sie hier gesund geworden. Es war nach dem Ersten Weltkrieg, als sie, durch eine Hilfsorganisation verschickt, acht Monate in Kalmar verbrachte, Land und Menschen lieben lernte, trotz ihrer und mit ihren kleinbürgerlichen Schwächen. Jetzt wollte sie nicht die ökonomischen und politischen Gründe dieses auf Wohlstand aufgebauten gesellschaftlichen Lebens mit hoher menschlicher Kultur analysieren, sie wollte, wie jeder Kranke, die Pflege genießen, für alles, was dieses Land ihr gab, dankbar sein. Wie gut doch Menschen sein können, wenn sie im gesicherten Wohlstand und Frieden leben, wenn der wild konkurrierende Kapitalismus sie nicht in Gefängnissen großer Städte zusammendrängt, wenn das ruhige Leben Begriffe von Recht und Unrecht jedem gegeben hat! Lisa ging durch die Wälder, die Füße versanken im weichen Moos, die Äste rauschten, den dunklen Tannen entströmte Duft, und sie fühlte sich wieder glücklich. Langsam, ganz langsam kam das Glück in sie. Ganz leise, Tag für Tag, stärker und stärker erwachte sie wieder zum Leben, belebten sich die wunden Stellen in ihr, die von dem Grauen verbrannt waren. Im Lager hatte sie geglaubt, daß sie nie wieder etwas ansehen können würde, ohne daß die durcheinander verschlungenen Leichen mit dem offenen, in Schrecken erstarrten Mund sich dazwischen drängen würden. Das war noch lange Zeit so.

Und dann ... Lisa schaute in den bewegten Himmel, und plötzlich erkannte sie die Leichen. Sie wollte die Blumen lieben, doch da waren die Leichen in den Kelchen, sie wollte die ganze, stille Schön-

heit in sich trinken, doch da stöhnten die Sterbenden auf den Pritschen. Es brauchte einige Zeit, bis die Nerven ruhiger wurden. Es ging ihr wie den zwei Genossinnen, die auf einer Straße eine gequetschte Ratte sahen. Die eine Frau rief angeekelt aus: »Komm, Toni, pfui, ich kann das nicht sehen.« Die andere lachte: »Was, dir macht die tote Ratte etwas? Ich kann alles sehen, seitdem ich die von der Kugel zerquetschten Gehirne der Frauen auf dem Todesmarsch von Auschwitz nach Ravensbrück gesehen habe.« Leise, aber fest kam die Antwort: »Ich bin glücklich, daß die Ratte mich anekelt ...«.

Auch Lisa war glücklich, wenn sie spürte, daß ihre Augen wieder ungetrübt Blumen, Tiere und Kinder ansehen konnten.

Um aber das Grauen nicht zu vergessen, nicht von dem Gras des Lebens überwachsen zu lassen, machte sie es sich zur Aufgabe, alles in Ravensbrück Erlebte niederzuschreiben. Jeder, die ganze Menschheit sollte wissen, was Faschismus ist, wie nah die Welt dem Untergang war. Damals ahnte sie nicht, daß die Menschen gerade davon nichts wissen wollten und die Konzentrationslagerhäftlinge ihre Erkenntnis für sich behalten mußten.

Lisa überprüfte ihr Gewissen, ihre Haltung, ihre Gefühle im Lager. Hatte sie sich jemals vergessen, hatte sie Gleichgültigkeit, Roheit gespürt, irgendeiner Frau ein böses Wort gesagt, nicht geholfen? Jede Einzelheit rief sie nochmals wach. Nein. Sie war immer ein Mensch, eine Kommunistin geblieben. Doch stellte sie die Krankheit ihrer Seele fest. Zweifache Gefahren drohten den Häftlingen. Entweder verrohten sie, oder sie wurden Lebensneurastheniker, die krankhaft auf alle Schwächen und Schmutz der Menschen reagierten, bei jeder Kleinigkeit verletzt zusammenzuckten. Dies war bei Lisa der Fall. Sie war überempfindlich geworden und krankhaft in ihrem Wunsch, Schönes, Edles zu finden. Um sich vor Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit zu retten, schuf sie sich eine eigene, fast romantische Vorstellung von Menschen, idealisierte sie, zauberte sich ein sozialistisches Märchen vor, verstärkte ihre Schwäche, den Wunsch für Wirklichkeit zu nehmen. Davon mußte sie sich heilen, sonst könnte sie kein realer politischer Kämpfer werden, der die vorgefundenen Menschen auch unter den schlechtesten Bedingungen verändern konnte.

Nun war sie frei, und ein neues Leben begann. Als die deutschen Besatzungstruppen noch in Dänemark waren, die Junkers über den Zügen kreisten, hatte an der deutsch-dänischen Grenze Prinz Gregor an der Spitze einer Roten-Kreuz-Delegation die zerlumpten, verlaunten Frauenschatten mit den Worten empfangen: »Mesdames, maintenant vous êtes libres« (Meine Damen, jetzt sind sie frei).

An den Bahnstationen war die Bevölkerung wie zu einer Demonstration aufmarschiert, hatten sich die Damen der guten Gesellschaft zum Andenken Stoffstücke der Lagerhemden mitgenommen, hatte ein Lehrer seine Schüler mit Blumen hingeführt, waren die Frauen mit Süßigkeiten überschüttet worden. In Kopenhagen war der Gesundheitsminister persönlich erschienen, um die Verteilung von Essen auf Porzellantellern zu überwachen. Dem Zug gegenüber stand eine Gruppe von Wehrmachtssoldaten, die sich mit hungrigen Augen den herangeschleppten Lebensmittelkörben näherten und untereinander flüsterten: »So, jetzt ist der Krieg aus.« Zum letzten Mal hatte

Lisa die stechenden Augen der Gestapo gesehen, als sie den Trichter passierte, um auf das schwedische Schiff zu steigen. Dann war es mit dem Grauen zu Ende.

Kellner im Frack bedienten die Schreckensgestalten und verloren über die seltsamen Gäste nicht ihre Haltung, sondern servierten mit Silberschüsseln und Besteck das Essen, als ob Diplomaten gekommen wären. In Malmö wurde der wilde Haufen entarteter, schreiender Frauen, die während vieler Jahre gewohnt waren, einen Kampf auf Leben und Tod um einen Platz, ein Stück Brot zu führen, wie die vornehmsten Gäste empfangen, gebadet und von Kopf bis Fuß neu eingekleidet. Die Wohltätigkeitsdamen des Roten Kreuzes zuckten mit keiner Wimper, behielten ihre gute Erziehung und Takt, als die Frauen in wilder Schlacht die Kleider und Schuhe auf den Boden warfen, durchwühlten, um sich etwas auszuwählen. Dann ging es weiter nach Småland. Jeder Häftling hatte vom schwedischen Staat das Recht auf eine sechsmonatige Erholung erhalten und konnte nachher wählen, ob er in Schweden bleiben wollte oder nicht.

Ja, das Leben hatte begonnen. Es war Friede. Die Nerven schienen zu zerreißen, als Lisa in Malmö durchs Radio in französischer Sprache von den stürmischen Ereignissen und den letzten Zuckungen des 1000jährigen Reiches hörte. Ein Taumel hatte die fortschrittliche Welt erfaßt. Ende der Barbarei, jetzt sollte die Geschichte der Menschheit, der Sozialismus, beginnen.

Den Frauen dauerte es zu lange, sie wollten nach Hause zu ihren Familien, in das Land, für das sie gekämpft und gelitten hatten. Die seit Jahren absichtlich zur Seite gedrängten persönlichen Gefühle wurden mit einem Schlag wach. Jahre hatten sie an kein persönliches Glück, an Liebe gedacht, Jahre waren sie nur Kämpferinnen gewesen. Jetzt wollten sie leben, tausendfach leben, für ein Land arbeiten, Kinder haben, eine Familie, überall Blumen hinstellen. Die Wunschträume, die taumelnde Phantasie überrannte das reale politische Bewußtsein, das immer wieder darauf hinwies, wie schwer, wie anstrengend gerade jetzt das Leben werden würde. Es galt, eine Welt aufzubauen, die in Trümmern lag, es galt, ein demokratisches Österreich mit Menschen zu errichten, die Jahre unter Hitler gelebt hatten, die von fremden Truppen befreit worden waren. Die Genossinnen wollten die Schwierigkeiten nicht sehen, sie waren vom Glück be rauscht: »Gerade jetzt braucht man uns, jetzt ist endlich die Zeit gekommen, und wir sitzen hier und werden gesund gepflegt.« Auf Intervention des Senators Branting hin war vierzehn Französisinnen und sechs Österreicherinnen eine Villa in der Nähe von Stockholm zur Verfügung gestellt worden, in der sie wie Kurgäste von einer Schwedin betreut wurden und ihnen jeder kleinste unausgesprochene Wunsch sofort erfüllt wurde. Weder das schöne Stockholm, die Besuche vornehmer Restaurants, die Kleider und Geschenke, das Zureden, sich doch körperlich und seelisch zu erholen, um überhaupt arbeiten zu können, halfen. Tag und Nacht dachten, sprachen die Frauen von ihrem Land, von allem, was man arbeiten würde. Und leise, von Tag zu Tag stärker werdend, suchten die Gedanken die nahen Menschen. Wo waren sie alle? Wann würde Lisa ihr Kind, das sie so liebte, wiedersehen? Frühmorgens begann sie und spät abends endete sie mit dem Stricken einer schönen Wolljacke. Sie kaufte

Kleider und dachte: Das wird alles mein Kind tragen. Neun Jahre hatte sie es nicht gesehen. Sieben Jahre war es alt, als es in die Sowjetunion fuhr, und nun müßte es ein Mädchen von 16 Jahren sein. Würde sie das eigene Kind wiedererkennen? Wie ein Wurm nagte die Sorge, ob es wohl deutsch sprechen könne, denn sonst könnte sie nicht mit ihm sprechen, ihm nicht von all dem Erlebten, von ihrer Liebe erzählen. »Werde ich es umarmen und küssen, oder werde ich fremd und stumm dastehen und warten, bis wir uns finden?« Und was war mit den anderen Menschen, lebten sie noch und wo? Was war mit ihrer Liebe, dem amerikanischen Genossen und Arzt im republikanischen Spanien, geschehen², wie würde Lisa ihn wiederfinden? Wo war er, lebte er noch? Was war mit ihrer Schwester, dem Menschen, der ihr immer geholfen hatte, dessen gütige dunkle Augen sie in allen schweren Augenblicken auf sich fühlte³? Was war mit ihrem Bruder, von dem sie wußte, daß er Mitglied der nationalsozialistischen Partei gewesen war? Er machte ihr viel Sorge. Was sollte sie tun, wenn er sich etwas zuschulden hatte kommen lassen? Müßte sie ihn dem Gericht übergeben? Sie erinnerte sich an das blasse blutarme Kind, das der Vater täglich schlug und erniedrigte. So wurde er zu einem freudlosen, verwirrten, erschreckten Menschen, der nach irgendetwas suchte, um einen Sinn im Leben zu finden ... Die Kommunisten haben ihn nicht gewonnen, aber die Nazis. Im Grunde war er ein Fanatiker der Wahrheit und des Rechts. Was sollte mit ihm geschehen?

Sie dachte an alle, die sie gekannt hatte. Sie würde sie suchen und ihnen ihre Liebe, die nach so langer Zeit umso stürmischer hervorbrach, geben.

Jetzt würde Lisa glücklich sein, jetzt würde das Leben beginnen.

2 Siehe dazu Lisa Gavrič: Die Straße der Wirklichkeit, a. a. O., S. 223-232.

3 Gemeint ist Trude Bechmann, 1955-1982 Schauspielerin am Deutschen Theater in Berlin.